

2. Die Buchproduktion

Insgesamt sind rund 320.000 deutschsprachige Buchtitel lieferbar. Auf die Sparte „Religion/Theologie“ entfallen rund 5,6 Prozent. Das sind 18.000 Werke. Allein 1989 erschienen in diesem Gebiet 2567 neue und 1142 neuaufgelegte Bücher. (Vergleich: Mathematik/Naturwissenschaften: 5% – rund 16.000 insgesamt.) Der durchschnittliche Preis für religiöse Bücher liegt bei Fr. 24,50, bei den naturwissenschaftlichen bei Fr. 88,80. 18,2% der religiösen Bücher, also rund 3300, kosten unter Fr. 5,-, bei den Naturwissenschaften sind es null Prozent. (Statistische Quelle: Buch und Buchhandel in Zahlen 1989/90.)

In ein konfessionelles Buchsortiment gehören aber nicht nur Theologie und Religion, sondern auch Bücher aus den Gebieten der Lebenshilfe, der Philosophie und der Psychologie, der Soziologie, der Politik und der Geschichte und viele andere. Aus der riesigen Flut verantwortungsvoll und wirtschaftlich auszulesen, wird für Buchhändler und Buchhändlerinnen zunehmend schwieriger. Für Leser und Leserinnen bringt die Büchermenge eine unendliche Auswahl, aber auch Hilflosigkeit.

3. Theologie der Kirchensteuer

Jeder zweite Benutzer unserer Buchhandlung ist kein Buchkäufer. Um Ratsuchenden und Informationsbedürftigen gerecht zu werden, müssen wir rund 140 Prozent Arbeitskraft und eine gute Infrastruktur zur Verfügung stellen. Da der Buchhandel bekanntlich nicht zu den besonders gewinnträchtigen Branchen zählt, müssen die Kirchen subsidiär einspringen. Buchhandlungen sind Seelsorgestellen und sollten, auch finanziell, wie solche behandelt werden. Die Gesamtkirchengemeinde der Region Bern hat sich dieses Anliegen zu eigen gemacht. Unsere Buchhandlung erhält einen jährlichen Beitrag (der allerdings nur etwa die Hälfte des Aufwandes entschädigt), um seelsorgerliche Aufgaben erfüllen zu können.

Die Kirchen sollten sich bewußt werden, daß „ihre“ Buchhandlungen und ihre Medien ein fester Bestandteil ihres Werbeats sein sollten. Jede „gute“ Firma investiert jährlich ungefähr zehn Prozent in die Werbung. In

der katholischen Kirche der Region Bern sind es für Pfarrblätter, Lokalradio und die Buchhandlung insgesamt nur rund sechs Prozent. (Der Anteil der Verwaltungskosten für die Gesamtkirchengemeinde beträgt rund zehn Prozent.)

Finanzielle Abgeltung der Leistungen heißt nicht nur materielle Sicherheit, sondern auch Ermutigung, Anerkennung und Ansporn, in dieser Kirche sich einzusetzen.

Eine Theologie der Kirchensteuer, die das Medium Buch bewußt und gezielt in die Seelsorge einbezieht? Bleibt das eine Vision?

Zeno Cavigelli

Gewissenserforschung mit Pfarrer Adam Kempfert

Wer in der Öffentlichkeit wirken will, ist auch den Rezeptionsgesetzen ausgeliefert. So warnt der Autor zwar davor, die „Einschaltquote“ als Maß für seelsorglichen Erfolg durch das Fernsehen zu betrachten; er beurteilt aber die Pfarrer-(und Nonnen-)Serien als eine Möglichkeit, wichtige Beobachtungen über das Leben etwa katholischer oder evangelischer Pfarrer und damit auch die von ihnen vertretenen religiösen und pastoralen Anliegen einer größeren Zahl von Menschen näherzubringen. red

Wann waren Sie zum letztenmal bei Pfarrer Wiegand im Gottesdienst? War Schwester Maria bei Ihnen schon auf Hausbesuch? Oder Frau Pfarrer Lenau? Noch nicht? Nun, in gut einem Drittel der deutschen Wohnungen waren sie bereits. Sind Ihnen vielleicht die erwähnten Kolleginnen und Kollegen in ihrer Effizienz und Beliebtheit ein Ärgernis?

Die Rede ist von den Hauptfiguren der Pfarrerserien, die seit etwa drei Jahren fester Bestandteil der deutschsprachigen Fernsehprogramme zu sein scheinen. Diese „Pfarrerserie“ brach Ende 1988 mit „Oh Gott, Herr Pfarrer“ an und dehnte sich alsbald aus über Titel wie „Mit Leib und Seele“ oder „Wie gut, daß es Maria gibt“. Jede dieser Serien besteht aus einem guten Dutzend rund

dreiviertelstündiger Folgen, und jede Folge vermag zehn, fünfzehn oder noch mehr Millionen Menschen zu unterhalten.

Pfarrer als Unterhalter?

Ich sehe Sie die Nase rümpfen.

Wer Pfarrerserien diskutiert, kann als Zugang etwa reklamieren, daß Pfarrer, Seelsorge, Kirche keinesfalls ein Sujet für Unterhaltung abgeben dürfen. Hier steht im Hintergrund die medien- und kulturkritische These von Neil Postman: Was immer das Fernsehen in die Hände nimmt, verkommt zur Unterhaltung. Abgesehen davon, daß dies von Medienforschern bestritten wird¹, muß wohl illusionslos zugegeben werden, daß, wer sich öffentlich exponiert, auch den Rezeptionsgesetzen ausgesetzt ist. Kirche spielt sich seit jeher in der Öffentlichkeit ab. Oder aber man stellt – etwas sarkastisch – fest, daß offenbar Pfarrer und Kirche nur gerade noch als Unterhaltung taugen. Noch nie war Kirche, hauptsächlich jedoch ihr Oberhaupt, derart an medialer Öffentlichkeit interessiert wie heute. Die Reisen des Papstes werden in die ganze Welt übertragen. Und niemand soll behaupten, dieser Papst wolle all das gar nicht. Oder nehmen wir den Fall Chur: Die Fotos von Bischof Haas repräsentieren zu einem guten Teil diesen kirchenpolitischen Konflikt. Es mag erstaunen, daß Bilder zu Argumenten werden. Wir sind aber gewohnt, eher unseren Augen zu trauen als irgendwelchen Worten. In der Politik hat man ernüchert zur Kenntnis genommen: Mehr und mehr werden Wahlkämpfe nicht mehr mit Programmen und Parolen geführt, sondern über vertrauenswürdige Kandidatinnen und Kandidaten. „Personalisierung“ beschreibt diese Tendenz nur mangelhaft und ist meist pejorativ gemeint. Der Trend, eher einem Menschen als einem Programm zu trauen, ist nicht nur schlecht und, nicht nur bei Politikern, sondern auch bei Seelsorgerinnen und Seelsorgern, sogar gut verständlich. Der Sarkasmus ist also nur zum Teil berechtigt: dort, wo wir Kirche als Trauerspiel und Schmierentheater erleben. Oder man schielt neugierig auf ganz neue Formen der Verkündigung oder zumindest

der kirchlichen Public Relations. Die Versuchung ist groß, den Erfolg aus anderen Welten kopieren zu wollen, wenn Pfarrer Wiegandt in „Oh Gott, Herr Pfarrer“ 15 Millionen Deutsche in Bann ziehen kann, in den Sonntagsgottesdienst von Pfarrer X. in Y. hingegen kommen nur 50 und machen erst noch keinen überaus aktiven Eindruck. Nun, es hat schon immer Pfarrer gegeben, die einen Ruf als hervorragende Unterhalter hatten. Aber Vorsicht: Die „Einschaltquote“ taugt nicht als Operationalisierung des „Seelsorgeerfolgs“. Das alte Hausmittel, Starkes mit Stärkerem zu besiegen, vermag sich mit einem Seitenblick auf „Reizüberflutung“ nicht zu bewähren. Von der Kirche wird auch nicht unbedingt erwartet, daß sie sich so präsentiert wie die „Info-Show“ am Fernsehen. Die können das alles viel besser als wir. Unser Trumpf liegt seit 2000 Jahren bei der Überraschung durch den Kontrast, durch das Unfaßbare, ja sogar durch das Mißverständnis. (Diese Praxis der Öffentlichkeitsarbeit läßt sich evangelisch weit besser belegen als die uns so unverzichtbar gewordene der liturgischen Kontinuität und letztlich der Ruhe und Ordnung.) Überhaupt verkennt, wer am liebsten kirchliche Fernsehunterhaltung drehen möchte, daß Fernsehunterhaltung aus anderen Motiven geschaffen wird und gerade deshalb auch erfolgreich sein kann.

Fiktion und Realität

Eine Serie wie „Mit Leib und Seele“ oder „Oh Gott, Herr Pfarrer“ ist keine Reportage über das Kirchenleben, sondern eine fiktionale Sendeform, vergleichbar mit dem Fortsetzungsroman in einer Zeitschrift. Weshalb bringen Zeitschriften Fortsetzungsromane? Weil sie in der Leserschaft ein Bedürfnis nach Unterhaltung durch Geschichten vermuten und weil sie die Leserinnen und Leser anbinden möchten. Genau gleich eine Fernsehanstalt: Als Geschichtenerzählerin versucht sie ihre Zuschauergemeinde an sich zu fesseln. Nun wäre alles ganz einfach, wenn es sich so leicht trennen ließe: Hier werden Geschichten erzählt und da Informationen geboten. Abgesehen davon, daß die Fernsehmacher die Kategorien Unterhaltung und Information zu kombinieren trachten, muß

¹ Vgl. etwa Gerhard Maletzke, Kulturverfall durch Fernsehen?, Berlin 1988.

man sich klar eingestehen: Ob ich mich als Zuschauer mit einer Informationssendung informiere oder unterhalte oder mit einer Unterhaltungssendung unterhalte oder informiere, ist letztlich meine Sache. Übrigens ist das auch in einem Gottesdienst nicht anders.

Kommen wir nun zurück auf unsere Pfarrerserie. Die Geschichten um Pfarrer Wiegandt oder Kempfert sind erfunden. Sie dienen der Unterhaltung breiter Kreise, und diese Unterhaltung wird als ein menschliches Grundbedürfnis betrachtet, vielleicht sogar als ein wünschbares Gegenüber zu einer prosaischen Alltagswelt. Medienintern kommt der Ehrgeiz dazu, besser zu sein als andere Geschichten. Was heißt besser? Es kann heißen „erfolgreicher“, also höhere Einschaltquote, es kann aber auch qualitativ gemeint sein: glaubhafter, gehaltvoller, phantasievoller oder aber auch: näher an der Realität. Während viele Zuschauer anderer Kulturen Realitätsnähe nicht als Qualitätsmerkmal beanspruchen, scheint im deutschen Sprachraum zwischen den Herstellern und der Zuschauerschaft ein Konsens darüber zu bestehen: Natürlich scheinende, meinem Alltag „entlehene“ Geschichten sind uns sehr lieb. Das bedeutet aber nichts anderes, als daß vom Filme- oder Serienmacher erwartet wird, das zu zeigen, was ich auch in natura sehen könnte. Die Vorbereitung einer Pfarrerserie setzt sich denn auch stark mit pfarrerlicher Realität auseinander. Das Milieu muß gründlich recherchiert werden, und was endlich in der Serie als Fiktion gezeigt wird, stammt zum großen Teil aus Erfahrungen im realen Alltag. Und gerade das macht es zugleich einfach und schwierig, mit einer Pfarrerserie fertig zu werden.

Vermißt wird: Gemeinde

Zu Recht wird an allen Pfarrerserien moniert, es fehle die Gemeinde. Tatsächlich trifft man kaum je auf Gemeinde, so wie es sich die Pastoraltheologinnen und -theologen vorstellen. Im Gegenteil: Exponenten der Gemeinde, etwa Kirchengemeinderäte oder andere aktive Mitglieder, erscheinen auf der Bildfläche als Gegenfiguren des Pfarrers. Das mag zwei Gründe haben: zum einen den dramaturgischen: Ohne Reibfläche

kann sich der Serienpfarrer nicht profilieren. Er braucht ein Gegenüber, das sowohl klare Gegenposition ergreift als auch personal faßlich bleibt. Es muß aus der möglichen Gemeinde eine Einzelfigur oder kleine Gruppe so herausgemeißelt werden, daß der Pfarrer sich an ihr hochspielen kann. Dabei bleibt im Rahmen einer Unterhaltungsserie der Differenzierungsgrad in engen Grenzen. Der andere Grund müßte uns zu denken geben. Widerliche Figuren wie Pfarrgemeinderat Stutz in „Mit Leib und Seele“ oder die mächtige Frau Stadelmeier in „Oh Gott, Herr Pfarrer“ kennen wir auch in unseren realen Gemeinden. Gerade wer – wie auch „Oh Gott, Herr Pfarrer“-Autor Felix Huby – Erfahrungen in kirchlicher Jugendarbeit sammeln konnte, kennt solche kleinlichen, buchhalterischen und machtgerigen Figuren in den kirchlichen Laiengremien nur zu gut. Es ist ja nicht so, daß der Klerus der einzige wunde Punkt in unserer Kirche wäre. Wieso sollte eine Pfarrerserie nicht auch diese karrieresüchtigen Biedermeier aufs Korn nehmen, und nicht nur Fundamentalisten wie Vikar Keuerleber in „Oh Gott“? Ist es nicht so, daß ob der berechtigten Kritik am Klerus die Malaise in den Laiengremien tabuisiert wird?

Zu guter Letzt dürfen wir nicht vergessen, die Pfarrerserie versucht, einen Erzählfaden zu spinnen um eine Person, einen Pfarrer eben. Es könnte auch ein Lehrer oder Jurist oder was weiß ich sein. Die Serie will nicht Gemeinde darstellen, weder eine gute noch eine schlechte. Die Gemeinde ist nur das Arbeitsfeld des Fernsehpfarrers.

Der Held ist der Pfarrer

Wie auch schon Herkules muß er sich in jeder Situation bewähren. Vergleichen wir den katholischen Pfarrer Kempfert („Mit Leib und Seele“) mit dem evangelischen Wiegandt („Oh Gott, Herr Pfarrer“), fällt uns ein zentraler Unterschied auf. Zwar neigen beide Kollegen zu maßloser Selbstüberschätzung, zeigen beide viel Aktivismus und wenig herkömmliche Spiritualität, geraten beide von einer heiklen Situation in die nächste. Gesamthaft ist aber Kempfert wesentlich mehr Einzelkämpfer als Wiegandt. Das ist kein Wunder: Zum einen will „Mit

Leib und Seele“ das so – die Serie, die ja bewußt um den massigen Leib und die prägende Ausstrahlung von Günter Strack angelegt wurde. Andererseits zeigt sich aber deutlich: Der zölibatäre Kempfert kann – so, wie er als katholischer Pfarrer hier gezeigt wird – nicht anders als einsame Entscheide treffen; er hat ja keine ebenbürtigen Gesprächspartner. Der Wiegandt schon: er hat vor allem seine Familie, an der er sich reibt, die ihn beeinflußt und die ihm ein tragfähiges Fundament für seinen Einsatz als Pfarrer gibt.

Immer wieder wird das angedeutet mit dem Küchentisch, an dem die Familie Wiegandt sich zum Essen versammelt. Es scheinen hier die Fäden zusammenzulaufen. Das ist weit mehr als ein dramaturgischer Trick: es ist eine bewußte, eine taugliche, eine zukunftsweisende Andeutung von Spiritualität aus dem gemeinschaftlichen familiären Leben heraus. Wie himmeltraurig sieht es hingegen aus, wenn Kempfert ißt: Meist wird er auf seinen Hausbesuchen vollgestopft und reagiert darauf panikartig mit Diät. Die Mahlzeiten im Pfarrhaus geraten sehr oft irgendwie schief, und wenn wir in einzelnen Mahlzeiten Gehalt entdecken, dann noch am ehesten in „Busineßlunch-Situationen“. Was für ein jämmerliches Menschenleben! Wer aufgrund dieser beiden Pfarrhaus-Kulturen entscheiden müßte, würde wohl eher evangelischer als katholischer Pfarrer werden wollen.

So fragwürdig es ist, aus einer Unterhaltungssendung, die ja bewußt nicht tieferschürfende Reflexion anstrebt, Schlüsse für die Lebenswirklichkeit zu ziehen: Den Serienmachern müssen wir eine Portion Beobachtungsgabe zugestehen – und ein gewisses prophetisches Flair. Nur: es würde mich erstaunen, wenn die Leitung unserer Kirche, um unsere Kirchenprobleme anzugehen, ausgerechnet auf Unterhaltungsfilmer hören würde. Wo sie doch schon ganze Legionen von Mahnerinnen und Mahnern ignoriert hat.

Den Menschen zuschauen

Dabei müßten wir doch, bei allen wohlbegründeten Vorbehalten, da eine dicke Scheibe abschneiden: Unsere Serienautoren sind – anders als leider viele Seelsorgerinnen und Seelsorger – aufmerksame Beobachter und

geduldige Zuhörer. Sie suchen den Zugang zu allen Milieus unserer Gesellschaft. Sie kapseln sich nicht ab. Sie haben gelernt, ihre Sinne zu gebrauchen. Und sie finden die geeigneten Gefäße, ihre Wahrnehmungen öffentlich zu kommunizieren – mit Abstrichen, sicher, vieles fällt unter den Tisch. Und die Seelsorgerinnen und Seelsorger? Wir leben wie die Taubblinden und genügen uns gegenseitig. Wenn wir doch schon im Getto leben wollen, wenn wir uns schon weigern, den Eßtisch der Familie ins Zentrum unseres spirituellen Raumes zu rücken, wenn uns schon normale Erfahrung normaler Menschen abgeht: Vielleicht sollten wir uns dann wenigstens für die Kunstmenschen in den Pfarrerserien, in der „Lindenstraße“, im „Tatort“, in der „Glücklichen Familie“ und in den vielen Spielfilmen, die uns Kino und Fernsehen bringen, interessieren. Besser als gar nichts wäre das auf jeden Fall.

Ambros Eichenberger

Medienpastoral: Zum Beispiel mit Kieslowskis Dekalog

Wie der Autor der TV-Serie, der nicht eine „Verfilmung der Zehn Gebote“ herstellen wollte, an sein Thema heranging und auf welche Aussagen es ihm in der heutigen Zeit und für die heutigen Menschen ankam, wird hier dargelegt und an einigen Beispielen erhellt. Obwohl die Serie nicht für pastorale Zwecke und nicht im Auftrag der Kirche produziert wurde, kann ihr doch pastoraler Nutzen bescheinigt werden. red

Im Hinblick auf den gegenwärtigen, inflationären Bilderkonsum, der immer noch zunimmt, kommt es beinahe einer „Zumutung“ gleich, einen (low budget) Zyklus von zehn Episoden (von je sechzig Minuten Dauer) zum Thema „Dekalog“ auf den Markt bringen zu wollen, denn viele Zeitgenossen werden bereits den schmucklosen Titel eher als „chinesisch“ denn als griechisch empfinden. Aber die „Zumutung“ hat erstaunlicherweise funktioniert, wie aus dem unerwartet großen Interesse an Kieslowskis De-